Wort und Antwort

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **49 (1993)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hochdeutsch und Mundart

Mühe mit dem Genitiv

Für die Deutschschweizer Rekruten bietet die Mundart eine willkommene Gelegenheit zur Identifikation. So konnte man es auf Grund einer Umfrage in der Zeitung lesen. Nichts dagegen! Es gibt kaum einen eindeutigeren Beweis für unbestreitbares Schweizertum als unsere Mundart, die zudem im Munde eines Ausländers eine weitgehende Anpassung beweist. Aber daß deshalb der Unterricht in der Hochsprache vernachlässigt werden soll, ist ein Trugschluß. Zum Schreiben und Lesen muß die hochdeutsche Sprache ihre Stellung in der Schweiz behalten. Es ist deshalb eine selbverständliche Forderung, ihr in der Schule ihren Platz, und zwar einen dominierenden, einzuräumen. Wie viele Fehler gibt es für unbedarfte Schreibende nur schon beim Genitiv – vom Akkusativ wollen wir gar nicht sprechen –, der unseren Mundarten weitgehend fremd ist!
Sehen Sie sich zum Beispiel die sda-Meldung über den Umzug der Firma Shell von Zürich nach Baar an! Was steht da? «Leidtragende ist dabei die Stadt Zürich, der ab 1993 jährliche Steuereinnahmen von 7,5 Mio. Fr. verlustig gehen.» Was für eine stümperhafte Satzbildung! «Verlustig gehen» verlangt den Genitiv: Man geht *einer Sache, eines Besitzes* verlustig. Nicht *wem?* geht *etwas* verlustig, sondern *wessen?* geht *jemand* verlustig. Also müßte der zu beanstandende Satz nach allen Regeln der Kunst so lauten: «Leidtragende ist dabei die Stadt Zürich, *die* ab 1994 *jährlicher* Steuereinnahmen von 7,5 Mio. Fr. verlustig *geht.*» Aber wie soll ein sda-Redaktor diesen Satz richtig formulieren, wenn ihm in der Schule der Gebrauch des Genitivs im Hochdeutschen nicht oder zuwenig beigebracht worden ist?
Ich möchte damit vor kurzsichtigen Schlußfolgerungen aus der erwähnten Umfrage warnen. Die Bequemlichkeit, um nicht zu sagen Faulheit, ist noch nie ein guter Ratgeber gewesen, und wenn die deutschsprachige Schweiz in Europa mitreden will, so kann sie es nur auf gut Deutsch tun! *Hans Rentsch*

Wort und Antwort

«Störe ich mich?»
(Vgl. Heft 2, Seite 50)

Was ist sprachlich richtig? Diese Frage stellt sich einmal mehr bei der Lektüre des obengenannten Artikels. Es ist eine Binsenwahrheit, daß Sprache nichts Statisches, Unveränderliches, ein für allemal Gültiges und damit «Korrektes» ist, sondern gleich wie die lebendige Kreatur den Gesetzen der Evolution unterliegt, nämlich immer wieder Mutanten (vom Bisherigen Abweichendes) hervorbringt, die ihre Lebenstüchtigkeit erst beweisen müssen. Und dieser Beweis ist immer dann erbracht, wenn so viele Menschen ein neues Wort oder eine neue Wortkombination brauchen, daß Regelbücher wie der Duden nicht darum herum kommen, solch Neues in ihr Verzeichnis aufzunehmen. Ein schon früher zitiertes Beispiel, hier wiederholt, weil besonders typisch, ist der heutige Gebrauch von *rasant*. Das von lat. *radere* «dicht über etwas hinstreichen» abgeleitete Fremdwort wurde noch vor einem halben Jahr-

hundert einzig «richtig» nur in der Verbindung «rasante Flugbahn» gebraucht; heute hat es, volksetymologisch zu *rasen* gezogen, vorwiegend die Bedeutung «außerordentlich schnell».
Der Ausdruck «sich an etwas stören» nun, an dem sich *David* stört – er selber würde sagen, der Ausdruck störe ihn –, ist im Duden mit dem Vermerk «umgangssprachlich» verzeichnet, wo man auch erfährt, kein Geringerer als Prof. Grzimek habe ihn in seinem Serengeti-Buch verwendet. Und vor allem ist nicht einzusehen, warum *vorwiegend* eine unstatthafte Kontamination sein soll; der Duden gibt als geläufiges Beispiel die Wetterprognose «Morgen ist es vorwiegend heiter» an. *Peter Geiser*

Deutschland

Die sorbische Volksgruppe

Am Ende des 19. Jahrhunderts waren es gut 150 000 Menschen. Von den heute noch 50 000 Sorben spricht vielleicht nur ein Drittel die Sprache ihrer Großeltern täglich zu Hause. Sorbisch ist eine aussterbende Sprache. Wie es scheint, kann allein die Linguistik sie ins 21. Jahrhundert hinüberretten.
Bis zum 13. Jahrhundert sprach man noch im ganzen Süden Sachsens, in Teilen Polens und Böhmens die Urform der an das Polnische und Tschechische erinnernden sorbischen Sprache. Heute wird sie nur noch an wenigen Schulen der Nieder- und Oberlausitz gelehrt. Den Weg in die Bedeutungslosigkeit hat Heinz Schuster-Sewo, Professor für westslawische Sprachwissenschaft und Sorbisch an der Universität Leipzig, mit seinem Buch «Das Sorbische und der Stand der Erforschung», erschienen im Akademie-Verlag, Berlin, in der Reihe «Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig», beschrieben.
Erstmals 631 urkundlich erwähnt, hatten sich im 6. und 7. Jahrhundert zwischen Oder–Neiße und Schwarzer Elster zwei Volksgruppen niedergelassen: die lechischen und die eigentlichen altsorbischen Stämme.
Im Mittelalter büßten die durch eine große Heidelandschaft voneinander getrennten Volksgruppen schnell ihre Unabhängigkeit ein: Die Niedersorben wurden zuerst Brandenburg, später Preußen einverleibt, die Oberlausitz kam unter die Herrschaft der Mark Meißen und wurde dann sächsisch. Außerdem gehörte sie drei Jahrhunderte zur böhmischen Krone. So kam zur sprachlichen und staatlichen die konfessionelle Trennung: Noch heute ist ein beträchtlicher Teil der Oberlausitzer Sorben katholisch.
Der früheste größere überlieferte sorbische Sprachschatz ist die 1548 von Niklaus Jakubica übersetzte Lutherbibel. Kurze Zeit später entstand der in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel aufbewahrte Psalter mit einer aus der Gegend um Luckau stammenden niedersorbischen Dialektsprache. Schon zu diesem Zeitpunkt war das Sorbische auch in der Schriftsprache zweigeteilt. Zersplittert, wie sie war, wurde die Lausitz auch nicht von den im 19. Jahrhundert erwachenden Befreiungsbewegungen der slawischen Völker mitgerissen; ein sorbisches Nationalbewußtsein flammte nicht auf. Nur die Oberlausitzer Intelligenz träumte eine Zeitlang von einem eigenen Nationalstaat – tatkräftig unterstützt von den panslawistischen Bewegungen in Prag und anderswo.
1848 erschien die erste sorbischsprachige wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben vom sorbischen Patrioten Jan Arnost Smoler. Sein Bestreben, eine einheitliche Schriftspra-